alter Kriegsstätte bohrenden Gefühl von Deutschlands Schicksal sprach noch ein anderes, privateres Gefühl. Das fühlte sich fast etwas wie Heimweh an, ein schwieriges Empfinden von Sehnsucht. Gewiß nicht nach einer Wiederholung jener Tage und Nächte, — dann wären die Aengste und Härten von damals schlecht im Gedächtnis bewahrt gewesen. Aber eine Sehnsucht nach dem Leben in Pflicht und Dienst von damals, nach seiner Kameradschaft und selbstverständlichen Stärke. Und die Landschaft in Frankreich sagte uns noch, daß sie uns einmal eine — noch so seltsame — Heimat war, in der jeder Grabenzug, jeder Hang, Baum, Waldrand, jede Mulde und Straße Schicksal bedeutet hatte in eindringlichster Kenntnis.

Der Kasernenbezirk, nur ohne jegliches Pathos, sagt doch etwas Aehnliches. Auch er hatte, sicherlich, seine eigenen Qualen und Aengste, — wir brauchen sie nicht zu vergessen, die wir sie dennoch nicht preiszugeben beabsichtigen. Ein Appell konnte drohen wie eine Schlacht, das eiserne Muß eines Exerzierens über uns lasten wie später das Trommelfeuer, wir wissen es durchaus noch. Trotzdem ist dies hier eine Begegnung mit einem Stück Leben, das wir seiner Art wegen lieben, gerade dann, wenn wir es, zwanzig Jahre älter geworden, abschatten gegen das Erinnerungslicht, das immer verklären will.

*

Die hinteren Kasernentore gehen in ein kleines Wäldchen, an das die weiten, sandigen Flächen des eigentlichen Exerzier- und Ausbildungsplatzes anschließen. Dies war die Stätte des täglichen Marschierens, Geschützdienstes und Reitens. Auch heute noch können wir nicht Wald oder Heide sehen, sondern nur unsere Rekrutenstätten von damals.

In tiefen Sand dieses Hanges mußten die Haubitzen heraufgeschoben werden. Unmöglich. Damals war es wohlbekannte Möglichkeit. Von dieser Kiefernecke bis zu jener war Laufschritt beliebt. Laufschritt? Damals fragte man nicht. Hinterm Walde ragen die Schornsteine, die in den schwierigen Zielkommandos eine große Rolle spielten. Auf dieser Straße pflegte der gefürchtete General heranzureiten. Zwischen diesen Buschzäunen mußte man zu dem ebenso gefürchteten Sprunggarten anreiten.

Und plötzlich, zum ersten Male, ist dies heute doch eine Landschaft. Ja, es ist sogar eine schöne Landschaft; Waldstücke, die sich in Sandfreie verlieren; Heidehügel in offenen Bögen; Ausblicke zu fernen Baum- und Villenhöhen. Damals war

Im Geiste hören wir im jetzt so stillen Sandwald in der Ferne die Trompetenübungen von damals. Das ist der Ton einer melancholischen Ahnungslosigkeit, in der wir freiwilligen Rekruten uns damals für die Front exerzierten. Heute wissen wir, was damals nach den Kasernen-Wochen gekommen war, und wissen auch, daß das Erlebnis des Krieges selbst in härtester Ausbildung nicht zu vermitteln war, nicht einmal in den Techniken des Waffendienstes und den einfachsten Griffen.

Das strenge Spiel der Kasernenzeit vor dem oft so viel nachgiebigeren und bewegteren Ernst der Frontjahre aber wacht wieder in uns auf mit jenem Glühen verschwenderischen Einsatzes, das wir in unsere erste Feuerprobe hinausbrachten, wenn wir jetzt das Schilderhaus wiedersehen und den Exerzierplatz und die Sandberge, auf denen man uns „geschliffen" hat, es nichts als Dienststätte, angewandtes Terrain voller Spannungen.

Aber da bringt die Erinnerung, wie die Oase die umliegende Wüste am deutlichsten macht, das Bild einer Dienst-Oase in diesem Walde. „Von 3 bis 5 Winken". Sonniger Nachmittag mit sommerlich heißem Duft der Kiefernnadeln. Ein kleiner, bevorzugter Ausbildungstrupp. Man durfte auf dem Waldboden liegen, träge und heiter. Ein paar winkten mit den bunten Flaggen. In der Ferne hockten die anderen zur Zeichen-Zwiesprache. Die Freiwilligen unterhielten sich wieder wie Studenten. Die Sonne schien wie in den Ferien durch die Baumkronen. Unmilitärischer Unsinn wurde in langdauernden Worten hinüber und herüber gewinkt. Das Alphabet lernte sich in komischen Merkworten. Alles war schläfrig und schön. Bummelanten in Uniform saßen im Sommerwald und nahmen nichts ernst.

Gerade diese Erinnerung ist ganz lebendig, weil sie die große Ausnahme ist. Ja: wann hatte man einmal nichts zu fürchten? Nur hier. Sonst, — ein blinder Knopf, ein schief sitzendes Koppel, eine dumme Bewegung, eine falsche Meldung, — man konnte doch nicht immer auf alles aufmerken! Immer drohte von irgendwoher der mächtige, der gefährliche Anpfiff; keiner war jemals sicher.

Das „Winken 3 bis 5", man möchte es fast mit Poesie bezeichnen. In einem sanften Hauch von sonst so unangemessener Lyrik steigt es wieder auf, um damit nur deutlicher Staub, Schweiß, Angstdruck und die eiserne Zange der großen Exerzierzeit wieder spürbar zu machen.

Eifersucht und Artischocken

Kurzgeschichte von Götz v. Niebelschütz

Zwei Brüder lebten in Athen und wurden, fast als Knaben noch, zwei Schönen aus der Nachbarschaft versprochen. Und beide waren ihren Bräuten herzlich zugetan. Der Jüngere, Nikolaos, bewies es durch die Eile, mit der er seinen Hausstand gründete und seine Nitza glücklich machte. Dimitrios, der Aeltere, hingegen ließ sich, trotz aller guten Absicht, Zeit und schob es immer wieder auf, die wartende Lilika vor den Traualtar zu führen.

Mit vollen Zügen genoß er den Freudenbecher seiner Jugend und war entschlossen, seine Freiheit wohl zu nützen; so lange bis sie ihm im Joche der Gewohnheit als eine Last erscheinen mochte. Also hielt er es mit der und jener und wußte seine Braut von einem Monat auf den andern zu vertrösten, bis aus den Monaten allmählich Jahre wurden.

Lilika sah und hörte sich das, seufzend freilich, an, doch nahm sie es, wie es war, und hoffte auf die Wende in den dreißiger Jahren, die wohl in jedem, der das Glück im vielerlei nicht fand, die Sehnsucht nach Beständigkeit erwecken; meist, weil der Mensch, der ewig hoffende, das Wunder immer dort zu finden meint, wo er's bis dahin noch nicht suchte.

In fröhlich lärmender Gesellschaft vergnügten sie sich nachts in der Taverne. Der Ehemann Nikolaos, mit seiner jungen Frau wie stets in trauter Eintracht, benahm sich wie ein Turteltäuberich und wußte sich vor lauter Liebe in Zärtlichkeiten nicht genug zu tun. Mit Sorgfalt wählte er das Mahl, bemüht, die Einfachheit des häuslichen Athener Lebens hier, außerhalb des Hauses, zu vergessen und dennoch Mäßigkeit im Uebermaß zu finden; denn nur das Beste wählte er vom Guten aus.

Als Vorgericht rief er nach Artischocken, der Frucht des Landes, die im grünen Blätterkleide sich keusch und doch kokett verbirgt, als ahnte sie den Reiz des Kleides und des Entkleidens. Verliebt um seine Frau besorgt, zerpflückte er die „anginara" Blatt für Blatt und führte Blatt um Blatt, in Oel getaucht, an Nitzas Lippen.

Die andere, die sich verlassen dünkte, betrachtete das schwägerliche Paar nicht ohne Neid und ließ den Kopf tiefer hängen, als sie den Bräutigam, Dimitrios, die Frucht auf seine Art verteilen sah: nach links und rechts bot er die ölgetränkten Artischockenblätter und sagte allen Damen Artigkeiten, die gerne aufgenommen wurden, denn lächelnd öffneten sie alle — Kikitza, Nausika und Aspasia — dem Schürzenjäger ihre Lippen.

Das war der Braut zuviel. Und schmollend wandte sie sich ab: „Dein Herz ist wie die Artischocke! Zerblättert in gar viele Teile!"

Er lachte nur auf ihren Vorwurf, verschenkte auch die letzten Blätter und reichte ihr, was übrigblieb: das köstlichste der Frucht, den Artischockenboden. „Sieh!" sagte er, „das Beste bleibt für dich! Jedoch, damit es bliebe, mußten alle Blätter fallen!"

Lilika wiegte zweifelnd ihren Kopf. „Ich weiß das Gute wohl zu schätzen, wenn ich das Bessere nicht kenne. Mir scheint, die Blätter sind nicht schlecht. Ich wünschte wohl, sie wären nur für mich gefallen!"

„Sie sind es!" widersprach der Bräutigam, und schweigend wies er auf den Bruder. Der hatte alle Artischockenblätter, eins nach dem andern, seiner jungen Frau gereicht, bis dahin nur mit ihr beschäftigt. Das Innerste war bloßgelegt. Er aber nahm das Herz, das Herz der Artischocke, und gab es — lächelnd — einer anderen.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr 41 | 28. Mai 1938 | 12. Jahrgang



Copyright 1937 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

23. Fortsetzung

Ich ging um das Haus herum. Es lag ganz im Dunkeln. Nirgends sah ich Licht. Ich hielt das Telegramm mit der Adresse in der Hand, das Haus mußte es sein! Aber es war scheinbar unbewohnt. Vielleicht ist er schon abgefahren!, dachte ich mir und ging wieder zum Gartentor zurück. Dann drehte ich mich noch mal um, sah zum Haus hinüber und entdeckte einen kleinen Lichtstreifen, der aus dem Verandazimmer fiel. Es ging gerade ein Gewitter nieder. Es war ein heftiger Sturm und die langen Gardinen wehten im Winde über den Balkon. Sie sahen aus wie weiße Fahnen.

Ich sagte mir: Da stehen sicher die Balkontüren offen, und Ritrikoff sitzt wahrscheinlich in dem Zimmer, aus dem der Lichtschein kommt!

Der Balkon war nicht sehr hoch. Ich kletterte hinauf. Richtig! Die Verandatüren standen offen. Ich sah ins Zimmer. Da saß ein Mann an einem Schreibtisch. Etwas zurückgelehnt und etwas auf die Seite geneigt. Ich stand hinter dem Manne. Er konnte mich nicht sehen. Schneeweißes Haar hatte er. Also ist es Ritrikoff!, dachte ich. Und dann dachte ich mir auch: Ob es das schneeweiße Haar meiner Frau angetan haben mag — es gibt ja Frauen, die das lieben ..."

Eine Weile starrte Wolfgang vor sich hin. Niemand sprach ein Wort. Eine Stecknadel hätte man zu Boden fallen hören.

„Ich hatte, wie ich den Mann da sitzen sah, das Gefühl: Wie leicht man den da rücklings abknallen könnte und wie gemein das wäre! Ich wollte aber den Mann gar nicht mehr erschießen, seit ich ihn da sitzen sah. Er machte einen so unbeschreiblich hilflosen Eindruck auf mich. Sie werden nun glauben, ich sage das so, weil ich gern freikommen möchte — ach, Gott im Himmel ..."

Wolfgang machte eine Gebärde unbeschreiblicher Resignation.

„Ich wollte mir den Mann ansehen, ob er das abgekartet hatte mit Katja, oder ob das eben einfach so gekommen, und ob sie ihn geliebt hätte. Um das zu wissen, bin ich da 'raufgeklettert. Ich wäre natürlich auch richtig durch die Tür gekommen, aber es machte mir ja niemand auf. Dabei war es mir noch lieber so! Weil ich ihn jetzt plötzlich überraschen konnte. Da ist dann ein menschliches Gesicht aufgeschlossener. Wenn ihm mein Besuch erst gemeldet worden wäre, hätte er sich innerlich vorbereiten können. Und ich war sehr froh, daß ich gewissermaßen gezwungen war, ihn zu überraschen. Das alles hab' ich mir gedacht, während ich den Balkon hinaufkletterte. Aber umbringen wollte ich ihn nicht mehr. Sonst hätte ich ja meine Pistole in die Hand genommen. Ich hatte aber nur das Telegramm in der Hand mit seiner Adresse."

Wolfgangs Zunge war heiß und trocken. Er bat um ein Glas Wasser. Langsam, wie versponnen in die Erinnerung, sprach er weiter:

„Ich glaube, ich habe mir den Rücken des Mannes da am Schreibtisch sehr lange angesehen. Dann bin ich ins Zimmer getreten. Ich weiß noch, daß eine Menge Papiere am Boden verstreut lagen, und wunderte mich, daß niemand das Zeug aufhob. Man denkt eben oft an so nebensächliche Sachen in den wichtigsten Momenten. Ich weiß auch noch, daß eine Tür offenstand und ein schrecklicher Durchzug war, und daß in demselben Augenblick ein neuer Windstoß die anderen Papiere im Zimmer herum und zum Teil zur Veranda hinausfegte. Es war ja ein furchtbarer Sturm draußen. Ich wunderte mich auch, daß der Mann am Schreibtisch sich nicht rührte, um die Sachen festzuhalten oder aufzuheben."

Einen Augenblick hielt Wolfgang inne.

„Ich sagte sehr laut: Guten Abend! Ich bekam aber keine Antwort. Dann trat ich vor den Schreibtisch und sagte noch einmal guten Abend und daß mein Name Wolfgang Wormann sei. Der Mann reagierte überhaupt nicht. Ich beugte mich etwas herunter, weil ja nur die matte Schreibtischlampe brannte, um ihm ins Gesicht sehen zu können. Das sah aus wie von einer Wachsfigur. Und aus einem Loch an der Schläfe sah ich Blut sickern.

Ich hatte mir in dem Augenblick eingebildet, ich hätte den Mann erschossen. Ich hatte mir das richtig eingebildet.

Man kann das nicht erklären. Es ist so grauenhaft. Mich packte eine so wahnsinnige Angst und ein Entsetzen, daß ich fortlaufen mußte, so schnell als möglich. Ich war einfach zur Veranda gestürzt, in den Garten gesprungen, in meinen Wagen hinein und bin losgefahren. Nur fort von da.

Erst unterwegs wurde mir immer klarer, daß ich ihn ja gar nicht getötet habe. Ich hatte es mir fest eingebildet da oben in dem schrecklichen dunklen Hause. Und je länger ich fuhr, desto mehr wurde ich frei von dieser grauenhaften Einbildung und diesem entsetzlichen Druck. Das ist der einzige Grund, weshalb ich so vergnügt wurde auf der Rückfahrt. Sie werden das vielleicht nicht so verstehen."

Wolfgang blickte auf. Er sah in ernste, prüfende Gesichter, die ihm aufmerksam zugekehrt waren.

„Daß der Diener zurückgekommen sein soll in dem Augenblick, als ich zum Balkon heruntersprang, wußte ich gar nicht. Ich habe auch kein Gartentor zuschlagen hören. Ich war viel zu entsetzt und viel zu aufgeregt.

Ich weiß es nicht mehr genau; aber ich glaube auch, daß ich, als ich aus dem Zimmer stürzte, einen Stuhl umgerissen habe und mich an der Gardine festhielt, weil ich auf dem Balkon ausrutschte. Jedenfalls hatte ich nachher Schmerzen am Schienbein und statt des Telegramms ein Stückchen Gardinenstoff in der Hand. Ich sah den Fetzen darauf im Wagen liegen und habe ihn unterwegs dann fortgeworfen. Ich weiß mich wohl zu erinnern, daß das Zimmer in großem Durcheinander war, sei es vom Sturm oder von einem Kampf; aber ich habe nicht mit ihm gekämpft, denn als ich das Zimmer betrat, saß er schon tot am Schreibtisch."

Eine Weile war Schweigen. Dann sagte der Untersuchungsrichter: „Warum haben Sie uns das alles nicht schon früher erzählt, Herr Wormann?"

Wolfgangs Haltung und Stimme veränderten sich. Er stand auf, reckte sich in die Höhe. Seine Stimme wurde hart:

„Diese Fragen können Sie sich selbst beantworten! Oder glauben Sie mir vielleicht einen Ton von dem, was ich Ihnen erzählt habe? Sieht das nicht alles aus, als wollte ich mich reinwaschen? Lachen Sie denn immer noch nicht über mich? Und über das Ammenmärchen, das ich Ihnen erzählte, über den Bären, den ich Ihnen aufgebunden habe?

In dem Augenblick, als ich verhaftet wurde, wußte ich, daß ich verloren bin. Ich hatte vergessen — einfach vergessen! —, noch in derselben Nacht dem nächsten Polizeibeamten in Como zu sagen, daß ich Ritrikoff tot aufgefunden hatte. Ich war zu sehr mit mir selbst beschäftigt, um daran zu denken. Als ich verhaftet wurde, wußte ich, daß ich nun erzählen konnte, was ich wollte — kein Mensch würde mir auch nur ein einziges Wort glauben. Auslachen würde man mich! Auslachen! Deshalb schwor ich mir, als ich hier eingeliefert wurde, zu schweigen, weil ich es nicht ertragen kann — einfach nicht ertragen kann, daß man mich auslacht! Verstehen Sie mich?!"

Wolfgang hatte die letzten Sätze in deutscher Sprache herausgebrüllt. Der Mutterlaut war in ihm wach geworden, und sein ganzer maßloser, unendlicher Stolz!

Die Menschen rissen sich anderntags in den Hotels, auf den Straßen, in den Restaurants um die Zeitungen.

Haarscharf waren die Meinungen geteilt. Die einen sprachen von dem Unbekannten, nach dem man neuerdings forschen müsse, die anderen von der geschickten Darstellung der Geschehnisse durch Wolfgang, die zweifelsohne von seinem Anwalt oder einem guten Freund inspiriert worden sei.

Man debattierte endlos. Und war doch enttäuscht: Wolfgangs Geständnis hatte das Dunkel nicht zu erhellen vermocht, in dem der Fall nach wie vor lag.

Bis das Unerwartete eintrat.

*

Katja lag wie leblos auf dem Bett ihres Zimmers in der kleinen Pension. Sie verbrachte die größte Zeit des Tages und der Nacht in dieser Lage. In einem krankhaft lethargischen Zustand. Um sie herum lagen Zeitungen verstreut — Zeitungen — Zeitungen! Zu oberst lagen die Blätter, die Wolfgangs „Geständnisse" in großer Aufmachung brachten.

Sie starrte an die Decke. Schien kaum zu atmen.

Es klopfte an die Tür.

Sie antwortete nicht.

Es klopfte wieder.

Sie war viel zu zerschmettert, als daß sie geöffnet hätte. Was konnte man ihr schon Neues bringen. Und wie gleichgültig war alles.

Da sagte draußen jemand: „Bitte aufmachen! Kriminalpolizei."

Katja erhob sich gequält und schleppte sich zur Tür. Sie öffnete.

Jener ältere Beamte, der sie und Wolfgang damals verhaftet hatte, trat ein. Er war sehr ruhig.

„Ich bringe Ihnen heute etwas Angenehmes. Ihr Mann ist aus der Haft entlassen. Seine Unschuld hat sich herausgestellt."

Das eben war das Furchtbare für Katja: sie empfand im Augenblick kaum eine Freude bei dieser Nachricht. Ihr Gefühl zu Wolfgang war tot. Ihre große, wahre Liebe war gestorben!

„Ich lasse Sie nun mit diesem Brief allein, Signora. Ich wollte Ihnen nur noch sagen, daß Ihr Mann erst heute um Mitternacht durch den hinteren Ausgang II B das Gefängnis verlassen wird. Es ist sein ausdrücklicher Wunsch. Es haben sich jetzt schon Leute auf der Straße unter seiner Zelle angesammelt und bringen ihm Ovationen. Er will erst in der Nacht und ungesehen ins Freie. Man kann das verstehen."

Katja hatte sich setzen müssen. Ihre Knie zitterten.

Der Beamte wandte sich nun zum Gehen. An der Tür hielt er inne.

„Richtig, ja. Es wird Sie gewiß interessieren, wie man die Briefe des Verstorbenen gefunden hat. Die Polizei hat sie allerdings nicht gefunden. Kinder haben sie gefunden. Im Garten des übernächsten Hauses, das ziemlich entfernt liegt.

In diesem Garten liegen Holzplanken aufgestapelt. Da haben die Kinder gestern nachmittag Versteck gespielt. Ein kleiner Junge kroch ganz unter die Holzplanken und fand ein schmales Kuvert, schon recht durchweicht. In diesem Kuvert, das an den Diener Gorsching adressiert war, steckte das Briefchen an Sie. Der Vater des Jungen hatte den Kindern das Spielzeug weggenommen und uns übergeben.

Mein Gott, ja, bei dem furchtbaren Sturm hätte das leichte Papier genau so gut weit über Aecker und Felder geweht werden können und man hätte es niemals gefunden. Aber wer konnte auch an so etwas denken. Ein Glück, daß es unter die Holzplanken geflogen ist, sonst hätte man ja überhaupt nichts entziffern können. Die Schrift ist von Sachverständigen geprüft worden. Die Briefe sind unzweifelhaft von Ritrikoff geschrieben. Ich bin sehr froh, Signora!"

Der Beamte war gegangen. Katja blieb allein zurück und starrte auf den Briefbogen vor sich, der in ihrer Hand leise zitterte. Erst nach und nach konnte sie den Sinn des Geschriebenen aufnehmen:

„... denn in dem Brief, den ich meinem guten alten Gorsching hinterlasse, habe ich gebeten, daß er Ihre Adresse ausfindig machen und Ihnen meine letzten Zeilen hier selbst überbringen soll. So bin ich überzeugt, daß Sie sie erhalten. Gorsching ist zuverlässig.

Wo mögen Sie stecken? Vielleicht ganz oben in Norwegen, oder in Aegypten, oder in Amerika, die Welt ist so groß und so schön! Vielleicht aber auch nur wenige Stunden von hier entfernt? Das Leben ist oft sonderbar. Warum sollten Sie nicht hier in dieser Gegend leben? Ich muß lächeln bei diesem Gedanken, trotz meiner Schmerzen. Bis vorhin hatte ich noch Morphium. Nun sollte morgen wieder der Kampf um das Morphium bei den Aerzten beginnen. So verbrachte ich die letzten Wochen! Aber nun kann ich nicht mehr. Fischner hat sich in der Zähigkeit meines elenden Körpers geirrt: der Kadaver will und will nicht eingehen. So muß ich denn nachhelfen. Ich kann nicht mehr anders. Länge hätte es ohnehin nicht mehr gedauert. Warum soll ich mir die Qual nicht verkürzen? Für Gorsching und die alte Mischa ist reichlich gesorgt. Ich habe mir dieses Fleckchen Erde zum Sterben ausgesucht. Wissen Sie, warum? Es liegt genau auf demselben Breitengrad wie meine Krim. Und es ist auch warm hier und die Luft so blau, wie auf meiner Krim!

(Fortsetzung folgt).

Keine Zeit!

Heiteres von J. H. Rösler

Wenn Mullmann nicht so entsetzlich beschäftigt gewesen wäre und nicht so gräßlich viel zu tun gehabt hätte, gäbe es sicher längst eine glückliche Frau Mullmann und vielleicht gar drei, vier, fünf kleine Mullmännleins. So aber saß der alte Mullmann immer noch ohne Enkel daheim, die er sich von Herzen wünschte, und sein Großvaterstuhl war noch gar kein richtiger Großvaterstuh' geworden, sondern eher ein Sorgenstuhl geblieben.

„Wann heiratest du endlich, Junge?" fragte der Alte eines Tages. — „Keine Zeit, Vater, keine Zeit!"

„Zum Heiraten hat man immer Zeit, Junge."

„Was soll ich machen, Vater?" seufzte Mullmann. „Von früh bis nachts stecke ich im Geschäft. Ich arbeite vierzehn Stunden am Tag. Kaum gönne ich mir die Zeit zum Essen und zum Schlafen. Gestern war ich in Berlin, morgen muß ich nach Köln, und während der Bahnfahrt habe ich leider wichtigere Dinge zu tun, als mich nach einer Frau umzusehen."

„Und hat sich noch nie eine Frau nach dir umgesehen, Junge?"

Mullmann machte eine abwehrende Handbewegung. „Wozu die alte Geschichte, Vater? Ich hätte damals Anneliese heiraten sollen, aber da kam das große Geschäft mit Hamburg. Ich reiste ab — später haben wir uns nur selten gesehen. Wann hätte ich auch einmal eine Stunde Zeit für mich, ihr zu sagen, daß ich sie liebe?"

„Muß dir dein alter Vater helfen?"

„Zeit, Vater, kannst auch du mir nicht schenken!"

Der Alte lächelte: „Väter vermögen viel, mein Sohn."

„Du fährst morgen nach Köln?" fragte der Alte am Abend. Der Sohn nickte.

„Ja, mit dem Achtuhrzug. Erst wollte ich gegen neun fahren, aber so bin ich eine Stunde früher da, und Zeit ist Geld."

„Also um acht?" — „Ja, Vater."

„Dann kannst du mein Wort einlösen, was ich einem guten Freund gegeben habe." — „Gern."

„Er reist morgen früh um acht nach Wien, fahr' mit dem Wagen bei ihm vorbei und bring ihn zur Bahn!"

„Wer ist der gute Freund, Vater?"

Der Alte sagte langsam: „Anneliese heißt er."

*

Als Mullmann am nächsten Morgen vor Annelieses Wohnung vorfuhr, stand sie schon mit dem Koffer vor dem Hause.

„Hallo! Hans!" rief sie vergnügt.

„Taa, Anneliese! Steig schnell ein!"

„So eilig?" — „Keine Zeit! Wir verpassen sonst den Zug!"

Der Wagen raste davon. Es fehlten noch zehn Minuten bis zur Abfahrt. Sie würden es leicht schaffen, wenn nicht — aber da war auch schon dieses große Wenn. Ein breiter Möbelwagen versperrte die Straße. Er hatte zu wenden versucht, und konnte jetzt weder vorwärts noch zurück.

Mullmann riß das Auto herum, fuhr eine große Strecke zurück und bog in den zweiten Weg ein, der zum Bahnhof führte. Aber auch hier tauchte ein Hindernis auf. Zwei Taxis waren offensichtlich ineinander gefahren, die Lenker hatten ihre Wagen verlassen und tauschten jetzt unter lebhafter Anteilnahme des Publikums Höflichkeiten aus. Mullmanns Signale gingen in dem Zorn der Stimmen unter. An ein Vorbeikommen war nicht zu denken. Noch gab es einen dritten Weg zum Bahnhof, einen kleinen Feldweg mit Pflastersteinen. Aber — als ob alles verhext gewesen wäre! — hier saß ein alter Mann mitten auf der Straße und hatte gerade begonnen, die Steine aufzureißen. Gutmütig schaute er unter seiner dunklen Brille hervor und füllte zwar langsam, aber bereitwillig die bereits herausgenommenen Steine wieder ein, so daß der Wagen weiterfahren konnte.

Als Mullmann und Anneliese auf dem Bahnhof ankamen, fuhren beide Züge gerade aus der Halle.

„Was nun?" fragte Mullmann verärgert.

Anneliese nahm seine Hand: „Wir haben eine Stunde Zeit für uns", sagte sie.

*

Es war noch nicht neun Uhr, als der Fernsprecher läutete. Der alte Mullmann nahm ein wenig aufgeregt den Hörer ab.

„Ja?" — „Vater, ich bin es!"

„Hans?" — „Ja, Vater, ich wollte dir nur etwas sehr Schönes sagen."

„Etwas Schönes?" — „Ich habe mich soeben mit Anneliese verlobt. Du brauchst mir also nicht zu helfen, Vater!"

Als der Alte mit strahlendem Gesicht den Hörer wieder auflegte, ging er zum Schreibtisch, nahm sein Scheckheft heraus und schrieb drei Schecks aus. Einen für den Fahrer des Möbelwagens, der so schlecht wenden konnte, zwei für die Taxichauffeure, die sich mit Grobheiten bewarfen. Dem alten Mann aber, der die Pflastersteine aus der Straße löste, brauchte er keinen Scheck auszuschreiben. Denn wer zahlt an sich selbst? Und so faltete er das Scheckbuch wieder zusammen, nahm das Bild seines Jungen aus der Lade und sagte leise: „Väter vermögen viel, mein Sohn. Auch Zeit können sie euch schenken!"

Exerzierplatz 1914

Von Walther Georg Hartmann

Viel wunderlicher noch, als wir selbst meinten bei unserm doch schon erwartungsvollen Gang, ist das Wiedersehen mit den Stätten der Garnisonstadt, wo wir unseren Drill, unsere erste militärische Erziehung emerzierziert bekamen.

Die Fenster der Mannschaftsstube kennen wir noch, in der wir vielen Kriegsfreiwilligen auf den Schemeln zusammengerückt zur Instruktionsstunde saßen. Wir kennen von draußen noch die leeren Gänge mit dem Appell bei der abendlichen Dienstausgabe. Wir kennen, selbstverständlich, noch jede Pflasterung rings um den Exerzierhof, die bei den Ställen und der Kleiderkammer vorbeiführte, und auf der die Geschütze anders ratterten als auf der Straße. Wir kennen noch die Zahlen auf den Stall- und Schuppentoren, die wir von weitem jetzt nicht lesen können. Wir kennen alles noch und wieder, so wenig wir heute davon durchs Gitter auch sehen.

Ebenso selbstverständlich ist es, daß nun zahllose Erinnerungsbilder durch diese äußeren Wiedersehensbilder heraufgezogen werden. Aber auf diese einzelnen ernsten, peinlichen, heiteren, schönen oder komischen Ereignisse soll es hier nicht ankommen. Sie tauchen unter in das starke Gefühl einer besonderen Bedeutung dieser Stunde, die den Anfang einer Soldatenzeit wiederaufnimmt über 20 Zivilistenjahre und vor allem über die damals der Garnison nachfolgenden vier Kriegsjahre hinweg.

Wir wagen es, hier beim Exerzierplatz an das Wiedersehen eines früheren Frontabschnitts zu denken. Wohl war die Erregung tiefer und mächtiger an jenen Stätten von tödlichem Kampf. Das Herz zitterte damals über den ohnmächtigen Ausgang der Schlachten, über das — wie wir glaubten — vergebliche Heldentum, einst, in den Gräben und Trichtern. (Aber Heldentum ist ja nie vergeblich.) Und neben dem an